

Eine Schweizerplantage in Brasilien [Schluss]

Autor(en): **Ernst, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572511>

Nutzungsbedingungen

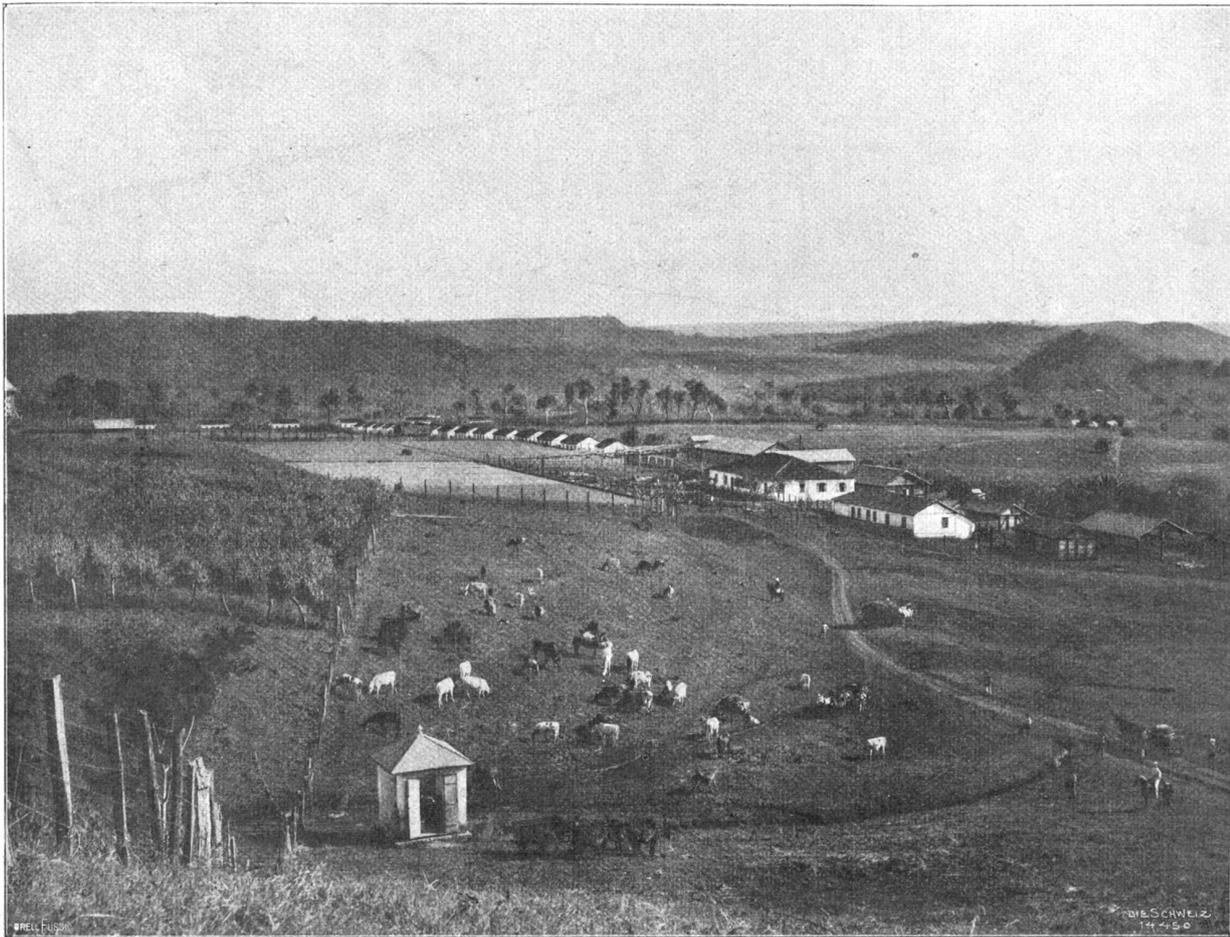
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Weiden, Zuckerrohrpflanzungen, Trockenplätze, Dekonomiegebäude und Arbeiterhäuser.

Eine Schweizerplantage in Brasilien.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit neunzehn Abbildungen.

(Schluß).

Unser Ziel, das etwa 8000 Einwohner zählende Städtchen Araquara (Hauptort eines der größten und produktivsten Kaffeedistrikte), erreichen wir nachmittags zwei Uhr. Die Station steht voll weißer und schwarzer Menschen, die das Tagesereignis, die Ankunft des einzigen von St. Paulo kommenden Schnellzuges, mit Spannung erwarten. Wir überlassen den Zug seinem Schicksal; er fährt weiter, um erst abends acht Uhr die Endstation Bebedouro zu erreichen, während die Mogyanalinie, die in Campinas abzweigt, noch bedeutend weiter ins Innere dringt und ihre Endstation erst am Abend des zweiten Tages erreicht. Die gaffende Menge durchschreitend, finden wir die von der Pflanzung gesandten Pferde bereit, sitzen auf und kommen nach dreiviertelstündigem Mitt bergauf und bergab an einigen kleineren Besitzungen vorbei auf eine Anhöhe, von wo wir in der Ferne drei lange weiße Häuserreihen erblicken. Es sind die Arbeiterkolonien der von uns zu besuchenden Plantage, umgeben von Weiden, Mais- und Zuckerrohrpflanzungen. Die Kaffeepflanzungen aber breiten sich am Horizont, auf der Anhöhe aus, wo sie von der in die Tiefe sinkenden kalten Luft möglichst verschont bleiben.

Auf den linken, ihren Futtertöpfen entgegenschreitenden Paßgängern erreichen wir den die Grenze des Besitzums bildenden Fluß Chibarro und, diesen überschreitend, das Zentrum der Pflanzung, von wo aus je nach der Jahreszeit dreihundert und mehr Arbeiter dirigiert werden. Nach einem herrlichen Douchebad haben wir die achteinhalbstündige Fahrt im staubigen Eisen-

bahnwagen vergessen und treten hinaus ins Freie, wo ein reges Leben herrscht.

Es ist Erntezeit, die vom Mai bis September dauert, und um den ganzen Betrieb der Reihe nach zu besichtigen, bestiegen wir frisch gesattelte Pferde, während diejenigen, die uns von der Station gebracht haben, bereits gefüttert worden sind und sich bis am nächsten Morgen frei auf der Weide herumtummeln. Bevor wir die Rundreise auf der Pflanzung antreten, sei kurz die Arbeiterfrage berührt.

Die Kaffeepflanzungen im Staat St. Paulo wurden bis zur Sklavenbefreiung (13. Mai 1888) fast ausschließlich von Negeren bearbeitet. Doch schon in den fünfziger Jahren machten einige einflußreiche Pflanzler, wie der Senator Nicolao Verqueiro und der Kommandador Luiz Antonio de Souza Barros, Versuche, freie europäische Arbeiter zu beschäftigen, indem sie durch Agenten deutsche und Schweizer Familien anwerben ließen und das sogenannte Parcerie- oder Halbpartsystem einführten. Der Grundbesitzer lieferte das bepflanzte Land und der Kolonist die Arbeit, während nach Verkauf des Produktes der Nettoerlös geteilt wurde. So wanderten denn in den fünfziger Jahren eine Menge Holsteiner-, Rheinländer- und Schweizer Familien nach St. Paulo aus. Leider hat man aber mit vielen von ihnen keine guten Erfahrungen gemacht, und es genügt, auf den Bericht des im Jahr 1860 zur Untersuchung dieser Halbpartkolonien von der Eidgenossenschaft abgesandten Johann Jakob von Tschudi hinzuweisen, um zu zeigen, daß diejenigen, die sich



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Pflücken des Kaffees.

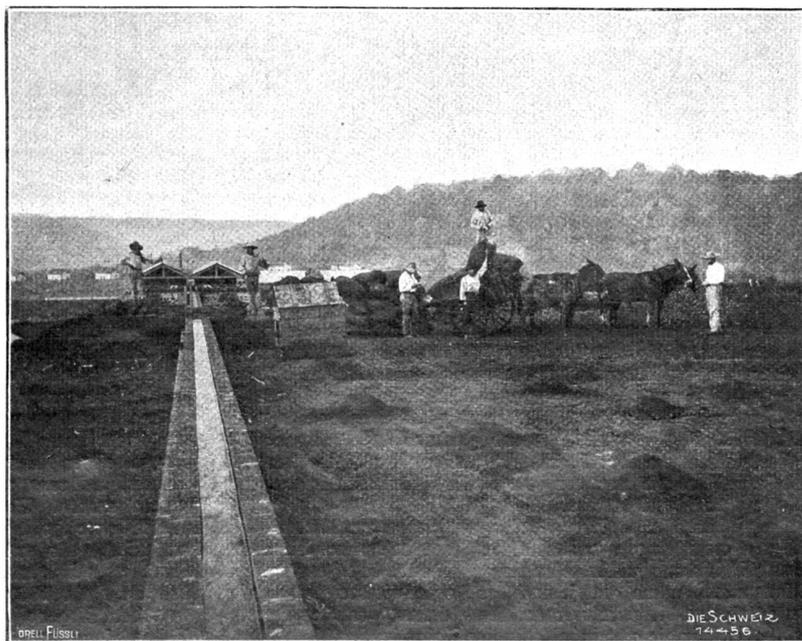
über ihr Los beklagten und am meisten gegen ihre neuen Arbeitgeber loszogen, arbeitscheue oder arbeitsunfähige Menschen waren, indem manche Gemeinden diese Gelegenheit dazu benutzten, ihre Armenhäuser und Strafanstalten nach St. Paulo zu entleeren. Die tüchtigen aber unter diesen Leuten verbleibenden ihre Lage von Jahr zu Jahr und haben die Früchte ihrer Arbeit reichlich geerntet. Im Jahr 1859 wurde den Agenten in Deutschland die Anwerbung nach Brasilien verboten, und auch aus der Schweiz kamen Nachzügler nur sehr spärlich, sodaß man fortfuhr, Neger aus Afrika einzuführen. Mit dem Befreiungstag rückte dann die den Pflanzern schon lange drohende Gefahr heran. Alle Neger wurden bedingungslos freigelassen, verließen von heute auf morgen die Pflanzungen, um ihren Freiheitskauf in den Städten auszuboten. Ein einzelner Pflanzler erlitt, abgesehen vom drohenden Arbeitermangel, einen tatsächlichen Verlust von 100,000 bis 1,000,000 Franken, je nach der Zahl seiner befreiten Sklaven. Glücklicherweise kehrten indes die meisten wieder zur Arbeit zurück, und es gereicht den brasilianischen Pflanzern zur Ehre, daß die Mehrzahl der Neger wieder bei ihren alten Herren als freie Tagelöhner in Dienste traten. Nun war es aber namentlich das Verdienst der neuen, seit 15. November 1889 am Ruder stehenden republikanischen Regierung, daß die Einwanderung im großen Stil aus Italien gefördert wurde, und daher kommt es, daß heute die Kolonisten im Staat St. Paulo zum größten Teil Italiener sind, während die andern Nationen sich ungefähr folgendermaßen anreihen: Portugiesen, Spanier, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn. Die alten Neger sowohl, als auch die weißen und gemischten Brasilianer werden jedoch selten als Kontraktarbeiter für die gewöhnliche Kaffeebearbeitung verwendet, sondern eher zum Schlagen des Urwaldes, für Neuanpflanzungen und als Fuhrleute.

Wir treten unsere Mundtour an, durchschreiten die von Hornvieh aller Farben und Größen, sowie von Pferden und Maultieren besetzten Weiden und gelangen in der Höhe durch ein Tor an die mittelst Stacheldrahtzäune von den Weiden getrennten Kaffeeplantagen. Schon

kommen uns von vier Maultieren gezogene zweirädrige Wagen, schwer beladen mit Säcken voll Kaffeeerbsen, entgegen, sowie auch Ochsenwagen, deren „Gesang“ — so nennen sie ein eigenartiges singendes Geräusch der Wagenachse — uns von weitem auffällt und laut alter Ueberlieferung dazu dienen soll, die Tiere nebst den langen mit eisernen Spitzen versehenen Lanzen der Fuhrleute anzutreiben. Wir reiten durch die mittelst Fahrwegen in Rechtecke eingeteilten Kaffeeplantagen. Ein Weg gleicht dem andern, sodaß ein Neuling sich leicht in diesem Labyrinth verirrt. Links und rechts, wo wir hinblicken, lauter Kaffeestauden und zwar ohne Früchte; denn die Ernte ist hier beendigt. Erst nach längerem Mitt hören wir die uns wohlbekannten italienischen Melodien, während die Kaffeepflücker germanischer Abstammung ihre Arbeit etwas leiser verrichten.

Wir nähern uns und sehen Männer und Frauen jeden Alters und sogar Kinder damit beschäftigt, den Kaffeebaum von den vielen tausend olivenförmigen roten Beeren zu entlasten, indem sie sie von den Zweigen abstreifen und in den am Boden ausgebreiteten Tüchern sammeln, während der schon auf der Erde liegende, von selbst abgefallene Kaffeeertra aufgehoben und als geringere Qualität gesondert wird. In Körben und Säcken wird dann die Frucht zu den Fuhrwerken gebracht und von den Aufsehern gemessen und verladen.

Die Wagen fahren knarrend und singend bergab zu den Waschkassins, wo Sack um Sack abgeladen und kontrolliert wird. Durch einen Kanal wird das Wasser aus dem Reservoir den in die Erde versenkten Waschkassins zugeführt, in denen fremde Bestandteile des Kaffees entfernt und die überreifen, auf dem Wasser schwimmenden Kirschen von den noch fleischigen, unter sinkenden getrennt werden. Die erstern werden dann gleich mittelst Wasser durch Kanäle auf den 10,000 Quadratmeter großen zementierten Trockenplatz befördert, daselbst mit auf verstellbaren Schienen laufenden Rollwagen verteilt und getrocknet. Wenige Tage genügen meistens, um diese oft beinahe trocken aus der Pflanzung kommenden Kirschen an der Sonne zu dörren, um sie dann wieder mittelst Rollwagen über eine Brücke



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Abladen und Waschen des aus der Pflanzung kommenden Kaffees.



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Trockenplatzarbeit.

in die Magazine zu führen. Von letztern transportiert eine Schneckenwelle den Kaffee automatisch nach der Aufbereitmashine, wo er durch Windflügel und Schüttelwerk gereinigt, dann entschält und endlich, ebenfalls auf mechanischem Weg, nach Größe und Form sortiert wird. Die Perlkaffeeirschen enthalten nur eine Bohne, während sonst zwei mit der flachen Seite aneinanderliegende Bohnen in jeder Schale stecken.

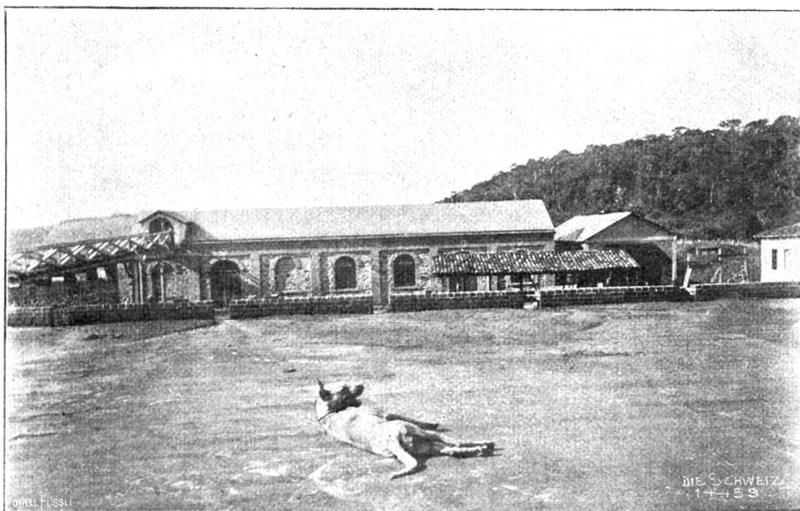
Damit haben wir die Zubereitung der geringsten, als gewöhnlicher Santos-Kaffee auf den Markt gebrachten Qualität beschrieben, die von sehr vielen Pflanzungen ausschließlich hergestellt wird.

Was wird aber nun aus den in den Waschbassins zurückgebliebenen, oft mehr als die Hälfte der Gesamtquantität betragenden Irschen? Diese werden nach dem nassen Verfahren aufbereitet, wodurch sie bei äußerst sorgfältiger Behandlung die den westindischen und zentralamerikanischen Typen eigene bläuliche Farbe annehmen und als Café lavé im Preis weit über dem gewöhnlichen Santostyp stehen. Durch Wasserkanäle transportiert man diese Irschen in eine eigene Entschälungsmashine, wo die äußere, fleischige Schale weggenommen wird, sodas bloß noch die mit Schleim überzogene Pergamenthülle bleibt. Durch Fermentieren in großen Bassins geht auch dieser Schleim weg, und es erübrigt uns nur noch, die in der Pergamenthülle steckenden Früchte an der Sonne vollends zu trocknen, indem sie jeden Abend aufgehäuft und mit wasserdichten Tüchern vor Tau geschützt werden. Ein wichtiger Faktor auf dem Trockenplatz ist der, daß der trocknende Kaffee keinen Regen bekommt. Obgleich nun im Staate St. Paulo die Trockenzeit glücklicherweise mit der Ernte zusammenfällt, so gibt es ausnahmsweise doch Gewitter, und es werden dann nicht nur die für die Trockenplätze bestimmten Tagelöhner, sondern auch die Kolonisten, selbst mitten in der Nacht, zum Bergen des Kaffees gerufen. Sehr wichtig ist ferner die Erkennung des Momentes, in dem der Kaffee den richtigen Punkt der Trockenheit erreicht hat, um eingesammelt zu werden und in die Entschälungs- und Sortiermaschinen zu gelangen, wo seine letzte Hülle, die Pergamenthaut, entfernt wird. Durch die verschiedenen Arten des Sortierens werden in einer mit kompletten Aufbereitmashinen versehenen Pflanzung etwa vierundzwanzig Qualitäten erzeugt, die dann, je nach dem Geschmack der

betreffenden Bevölkerung, nach ganz verschiedenen Ländern versandt werden.

Wir haben den ganzen Tag beim Pflücken und Trocknen des Kaffees zugebracht und sehen nun vor Einbruch der Nacht die von langgehornten Ochsen gezogenen Basitforbwagen sich vor der Mashine gruppieren, wo der versandbereite Kaffee in Säcken zu sechzig Kilo aufgeladen wird. Die Ochsen werden in einem Kural bis Mitternacht gefüttert, und gegen ein Uhr beginnen sie ihren langsamen, aber sichern Marsch nach der Stadt, angetrieben von dem monotonen Gefang der Wagenachse und dem Rufen der Fuhrleute, die sowohl Ochsen als auch Maultiere, jedes mit seinem eigenen Namen rufen, z. B. Menelik, Imperador, Tenente, Garibaldi, Marquez zc. Natürlich dauert mit einer solchen Last die Reise nach der Stadt bedeutend länger, als wir sie zu Pferd gemacht, und erst vormittags zehn Uhr kommen die Fuhrwerke zurück. Nach dem Füttern der Tiere haben die Fuhrleute und Gespanne ihr Tagewerk vollbracht und ruhen aus, um abends wiederum aufzuladen und nach Mitternacht denselben Weg anzutreten, bis die ganze Ernte verladen ist.

Nicht nur während, sondern auch nach der Ernte ist der Pflanzler vollauf beschäftigt. Die Jahreskontrakte mit den Kolonisten gehen dann zu Ende, und die Pflanzungen müssen wieder frisch unter die Leute verteilt werden. Im Oktober und No-

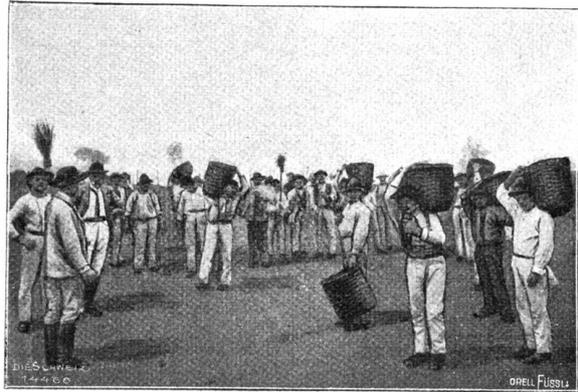


Eine Schweizerplantage in Brasilien. Maschinenhaus und Dampfpföge.

vember blüht der Kaffeebaum, und dann sieht die ganze Plantage wie überschnitten aus von den zierlichen, Jasmin ähnlichen Blüten. Nach der Kaffeeblüte stellt sich die heiße Regenzeit ein, während der sich die Frucht entwickelt und das alles überwuchernde Unkraut gejätet werden muß. Auch zum Pflügen des für Futterpflanzungen bestimmten Landes wird die Regenzeit benützt.

Nun zurück zu unserer Besichtigung. Es ist Monatszahltag, und da dieser der Verwaltung zwar viel Mühe, einem Besucher aber nichts besonders Interessantes bietet, machen wir einen Ritt durch die noch nicht besichtigten Teile der Plantage. Wir gelangen zuerst zu einer Zuckerrohrpflanzung, teils frisch geschnitten, teils mit halbgewachsenem oder mit reifem Rohr bestellt. Diese Kultur war früher viel ausgedehnter und wurde damals an die auf einer Nachbarrpflanzung befindliche Zuckerfabrik verkauft. Infolge des Preisrückganges ist sie dann aber sehr reduziert worden, und das heute erzeugte Rohr dient ausschließlich zur Fütterung der Reit- und Zugtiere sowie zur Schweinemast, während jetzt auf dem früher mit Zuckerrohr besetzten Terrain ausgedehnte Mais-, Kürbis- und Mandiokapflanzungen, ebenfalls für die Schweinemast, angelegt sind. Wir erreichen eine Anhöhe und überblicken üppige, dunkelgrüne Urwälder, die sich bis zum Horizont ausdehnen und zur Pflanzung gehören, wobei die Mannigfaltigkeit der Vegetation auffällt, sowie auch die Unregelmäßigkeit, indem einzelne Baumkronen weit über das Mittel der andern hinausragen — können sich doch Brasilianer, die nie in Europa gelebt, unsere nur aus einer Baumförmigkeit bestehenden, regelmäßig angelegten Wälder kaum vorstellen! Selbstverständlich ist es unmöglich, diesen Wald zu Pferd oder zu Fuß zu durchkreuzen, und wir benützen eine Picada, einen mit der Art gehauenen Fußweg, um ein wenig in das Dickicht einzudringen. Da sehen wir vor uns den Kampf, den die großen Baumriesen mit den Parasiten bestehen, und die frisch aufstehenden Pflanzen, die unter den mächtigen Kronen während des ganzen Jahres kein Sonnenlicht erfreut, bis endlich ein solcher Koloß, mit Hilfe des Sturmes oder der menschlichen Hand besiegt, eine Lichtung in das Dickicht bricht. Diese Urwaldsriesen werden an Ort und Stelle, je nach ihrer Länge in zwei, drei und mehr Stücke gesägt und von Dächern nach der Säge gezogen, um dann als Balken und Bretter für Arbeiterhäuser und Ställe, sowie auch für Bienenkästen, Mobilkar zc. Verwendung zu finden.

Wir besuchen noch die jungen, noch nicht fruchttragenden Kaffeeplantagen, in deren Zwischenreihen die Kolonisten Mais und Bohnen pflanzen dürfen, und sehen diese Zwischenkulturen zum Teil noch stehen, während da, wo sie schon geerntet sind, die jungen Kaffeeplänzchen uns mit ihren dunkelgrünen, lorbeer-



Eine Schweizerplantage in Brasilien.
Bergen des Kaffees bei drohendem Regen.

ähnlichen Blättern neugierig anblicken. Um der Ueberproduktion im Kaffee zu steuern, hat die paulistanische Regierung im Herbst 1902 beschlossen, vom 1. Januar 1903 an Neuanpflanzungen hoch zu besteuern, und die Besitzer der Plantage haben diesen Zwischenraum noch dazu benützt, die erwähnten Neuanpflanzungen anzulegen.

Wir reiten noch zum träge dahinschleichenden und von überhängenden, mächtigen Nesten beschatteten Rio Jacarahé (Krocodilfluß) und dann nach den Arbeiterkolonien. Diese bestehen aus fünfundsechzig aus Backstein gebauten und mit Ziegeln gedeckten Häusern. Das Material dazu wird in einer am Flusse gelegenen und zur Pflanzung gehörenden Ziegelei hergestellt. Die alten, zu Anfang der Kolonisation gebauten Häuser bestanden aus einem Gerippe von Bambusstäben, die mit Lehm verbunden wurden; die Dächer waren mit Schneidgras gedeckt.

Endlich besichtigen wir noch die Dekonomiegebäude. Da sind vor allem ein mit Holzpflaster belegter Stall für dreißig Maultiere und ein Kural für ebensoviele Ochsen, eine Remise für Ochsen- und Maultierwagen, mehrere Düngstätten, wo Viehmist mit Kaffeeshalen vermengt und vom Vieh festgetreten, einen ausgezeichneten Dünger liefern. Dann die Dampfmühle, eine Maismaschine, wo die ganzen Kolben samt den sie umgebenden Wälzern verkleinert oder auch nur die Körner in Mehl verwandelt werden können, während eine andere Maschine das Zuckerrohr zu Futterzwecken in einen Brei verwandelt. Apparate für die Bienenzucht, Milchzentrifuge, amerikanische Scheibenpflüge und Eggen und anderes Werkzeug läßt uns die Vielseitigkeit dieses Unternehmens ahnen.

Wir kommen zu den Pferde-, Kälber- und Schweineställen und interessieren uns namentlich für die letztern, die weit aus am meisten Platz in Anspruch nehmen und ganz neu erstellt sind. Wir sehen da Zucht- und Mastställe in einem Umfang, wie man das in St. Paulo noch nicht kennt, indem ein einziger Stall seine zweihundert Mastschweine beherbergen kann, und wir bewundern da sowohl die Vollblut Berkshire als auch deren Kreuzung mit dem brasilianischen Landschwein.

Wir haben unsern kurzen Rundgang in der Pflanzung vollendet und gesehen, daß der Kaffee recht viel Arbeit gibt, bis er in die Hände unserer Hausfrauen gelangt und mit dem Kaffeepulver „verbessert“ wird. In den letzten Jahren der Sklavenezeit und die zehn darauffolgenden Jahre hatten die paulistanischen Pflanzer goldene Tage, während es in den siebziger Jahren eine Zeit gab, wo die in Santos gelösten



Eine Schweizerplantage in Brasilien.

Verladen des entschälten und sortierten Kaffees zum Versand nach der Eisenbahnstation.

Preise nicht einmal die Fracht von der Pflanzung nach der Küste bezahlten. Eine ähnliche Krisis hat sich in den letzten Jahren wiederholt. Die Reaktion ist jedoch bereits eingetreten.

Gottfried Ernst, (Zürich)
Araraquara, Brasilien.

Nur ein Schulmeister.

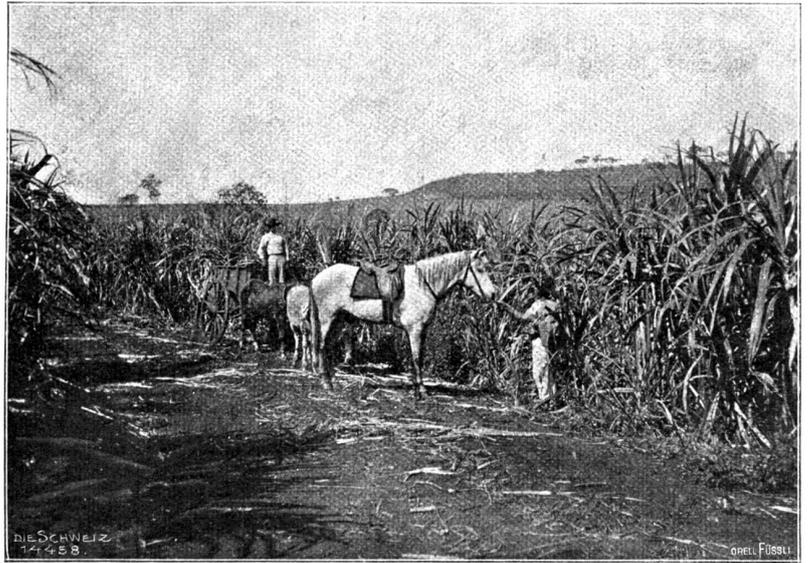
Studie von Lija Wenger-Rauh, Delsberg.
Nachdruck verboten.

Es war einmal ein Schulmeister. Das ist nun gar nichts Besonderes; das Sonderbare ist nur, daß er es von ganzem Herzen war und es auch blieb bis zu seinem Tod. Sonderbar war auch, daß der Schulmeister aus einer sehr guten Familie hervorgegangen und doch Volksschullehrer wurde. Er hätte Offizier werden können oder Jurist oder Pfarrer oder sonst etwas, was ihm vielleicht Ehre, Geld, eine reiche Frau oder Orden eingebracht hätte. Das alles wollte er nicht, er wollte Kinder lehren und zwar Kinder auf dem Land und noch dazu arme Kinder.

So ward er denn irgendwo in einer kleinen Gemeinde im Schwarzwald untergebracht, wo sich Hase und Fuchs gute Nacht sagen. Da er damit zufrieden war, dachten seine Vorgesetzten, es müsse irgend etwas in seinem Leben nicht in Ordnung sein; denn sonst wäre er ja nicht zufrieden. Und die Bauern dachten, daß er zu ihnen hinausgeschickt worden sei, weil der Lehrer etwas zu verbüßen habe. Der Lehrer wußte, was sie dachten, und lächelte.

Sein Wohnhaus bestand aus dem Schulzimmer und einer Stube mit Bett, Tisch und zwei Stühlen, und seine Küche bestand aus fast gar nichts. Es gehörte ein kleiner Garten zum Schulhaus und etwas Ackerland. Am ersten Schultag brachten die Kinder Kartoffeln, Äpfel, etwas Eier und Butter nebst einigen andern Vorräten für die Küche, die mit zu des Lehrers Einkommen gehörten. Viel war es nicht, und es dauerte auch nicht sehr lange, so hatte der Schulmeister nichts mehr zu essen, und er mußte die Kinder bitten, ihm etwas zu bringen. Später hielt er sich Hühner und eine Ziege, baute Gemüse und Kartoffeln. Was er an barem Geld von der Gemeinde erhielt, war kaum nennenswert, und von zu Hause erhielt er nichts mehr, machte auch keine Ansprüche auf irgend welchen Zuschuß.

Er begann seinen Unterricht. Er fand gar nichts vor in



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Weg durch die Zuckerrohrpflanzung.

den Köpfen seiner Schulkinder, wenig, sehr wenig in ihren Herzen. Er fing also an, sein Land zu bebauen mit unendlicher Vorsicht, um sie nicht scheu zu machen, mit unendlicher Liebe und großer Geduld. Er suchte ihnen nicht nur das A-B-C und das Einmaleins beizubringen, er unternahm es auch, das Unkraut in ihren Köpfen auszurotten, er suchte ein wenig Licht in ihre Schädel zu bringen, er wagte es, Neues einzuführen, und verlangte, daß die Kinder gewaschen und gekämmt die Schule besuchten; er turnte mit ihnen und machte Spaziergänge im Sommer und gab Schneeschlachten im Winter. Er lehrte sie reden, sich ausdrücken, er bereicherte die ärmliche Sprache der Bauernkinder, verbannte und vertrieb dafür die groben und häßlichen Wörter, deren sie sich bedienten, und brauchte zu dem allem nicht nur Wochen oder Monate, sondern viele, viele Jahre. Eigentlich sein ganzes Leben.

Denn so ohne weiteres läßt ein Bauer sich seine Kinder nicht veredeln. Da hat er auch etwas dazu zu sagen, und er sagte es. Es kamen erst die Mütter, dann die Väter, darauf der Schulrat, um dem Schulmeister Vorwürfe zu machen, daß er so ganz anders lehre als der frühere Lehrer. Es wurden Verleumdungen ausgestreut und Lügen erzählt. Er wurde ein paar Mal tätlich angegriffen und war eine Zeit lang seines Lebens nicht sicher. Butter und Eier und dergleichen blieben aus, und der Schulmeister lebte kärglich aus dem, was ihm sein kleines Heimweien einbrachte. Es war Kampf zwischen ihm und der Gemeinde. Aber der Schulmeister siegte. Es dauerte natürlich lange, bis er gewonnen hatte; das aber kümmerte ihn nicht, er wollte zu seinem Ziele kommen. Der Tag des Friedens mit seinen Bauern war angebrochen an dem Morgen, da der Schulmeister sein zweites Examen abhielt und der Pfarrer, der Schulze und noch ein paar wichtige Gemeindeglieder versammelt waren. Die Kinder antworteten frisch, sie bezeugten Geistesgegenwart bei verblüffenden Fragen, sie dachten selbst und wußten so manches, was die Herren Väter nicht wußten, sodaß die würdigen Männer einander erstaunt und bedeutungsvoll ansahen und dem Herrn Pfarrer zunickten, der zum ersten Mal öffentlich dem Lehrer die Hand schüttelte. Da wußte es bald die ganze Gemeinde, daß sie einen guten Schulmeister hatte.

Mit den Kindern selbst war es ihm von Anfang an gegliickt. Er hatte so



Eine Schweizerplantage in Brasilien. Maispflanzung, im Hintergrund Urwald.